

---

## Karlo

**K**atja Likar stand im Hof ihrer Landwirtschaft, starrte in die Ferne und überlegte, was sich wohl dort drüben so unmerklich bewegte.

„Es ist heiß, jetzt am Vormittag ist es heiß“, klagte sie Gott weiß wem. „Vielleicht kommt es mir deshalb so vor, dass sich dort am Feld, beim Eichenwald, auf diesem Fahrweg, etwas bewegt. Bewegt es sich oder nicht? Bestimmt ein streunender Hund. Die Luft flimmert, zittert, deswegen sieht man Dinge, die es gar nicht gibt. Aber warte, ich glaube, dass sich dort wirklich etwas bewegt und langsam näher kommt. Wer treibt sich nur bei dieser Hitze herum, wer hat es so eilig, wer muss sich in dieser Schwüle auf den Weg machen? Ach, was geht mich das an! Ich hole Wein aus dem Keller, dort ist es kühl.“

Das waren die Gedanken der vierzigjährigen Katja Likar, einer Bäuerin, die vor Kurzem aus Kairo zurückgekehrt war. Dort hatte sie gute fünf Jahre lang als Amme gearbeitet und später als Kindermädchen bei Philip Goodwill, einem englischen Unternehmer, der Häuser für vermögende Araber baute. Ihr Schützling, der Sohn dieses Goodwill, hieß Jonathan.

Im Keller schenkte Katja einen Liter Teran ein, von den getrockneten Schweinerippen im Vorraum schnitt sie ein Stück für Jota-Eintopf ab, dann verweilte sie noch ein wenig in der angenehmen Kühle. Der Keller war nämlich in blanken Fels gehauen, deswegen war es hier im Sommer auch in der schlimmsten Hitze so kühl, dass man sogar fror.

Als sie in die Küche zurückkam, zwang sie etwas, in den Hof zu gehen und durchs Tor zum Eichenwald zu schauen, wo sich vor zehn Minuten etwas bewegt oder doch nur in der Hitze geflimmert hatte. Sie schirmte ihre Augen mit der Hand ab, damit die Sonne sie nicht blendete, und blickte aufmerksam in die Ferne. Jetzt war das, was vorher nur zu erahnen war, schon fast zu erkennen. Wirklich, über den Feldweg kam etwas

Lebendiges auf den Karstbauernhof zu, doch es war noch immer zu weit weg, als dass sie zweifellos erkennen könnte, was sich ihr da näherte. Sie ging zurück in die Küche, rührte das Kraut um, hackte die geräucherten Rippchen klein und gab sie zum Kraut, goss Wasser hinzu, rührte die Bohnen um, die schon lange auf kleiner Flamme in einem anderen Topf kochten, sah nach den Kartoffeln, hackte Knoblauch und suchte nach dem Lorbeer, den sie aber nicht fand. Während sie suchte, zog sie wieder etwas nach draußen und sie trat auf die Schwelle. Sie machte noch ein paar Schritte über den Hof zum Tor und fragte sich, was zum Teufel ihr da keine Ruhe ließ und wieso sie wegen dieser Bewegungen in der Ferne so beunruhigt war. Als sie jetzt wieder zum Eichenwald schaute, war das, was dort vorher in der Hitze geflimmert hatte, schon um einiges näher gekommen. Trotzdem war es noch immer nicht zu erkennen. Für einen Menschen war es zu klein, für einen Hund fast schon zu groß. Und es bewegte sich so seltsam. Es wippte, schwang sich vorwärts, blieb kurz stehen, wippte wieder vor und zurück.

„Du meine Güte, was ist das bloß? Es ist kein Hund und auch kein Schaf. Eine Ziege? Vielleicht eine Ziege. Aber nein. Das auch nicht.“

Während sie hin und her überlegte, bekam sie plötzlich Angst. Dort bewegte sich etwas, was weder Mensch noch Tier war. Es erinnerte sie an eine Kreatur, an eine Missgestalt, etwas schrecklich Schrumpeliges. Jetzt konnte sie ihre Augen nicht mehr von dem abwenden, was sich in der Ferne vorwärtstrieb und auch ein bisschen nach hinten gebeugt war. Ihr schien, dass es sich nur schwer bewegte. Und sie dachte: „Diese Kreatur kommt nur mit Mühe voran, mit viel Mühe. Vielleicht ist das Wesen verletzt? Ist es ein Mensch? Aber wieso ist er dann so winzig, so klein? Es wird doch wohl kein Zwerg sein? Eines von diesen Männchen, die ich im Zirkus gesehen habe. Deren Kopf so groß ist wie der eines erwachsenen Menschen, der Körper aber klein, wie bei einem Kind. Ja, das könnte es sein. Es ist bestimmt einer von diesen Zwergen. Aber wieso ist er allein? Er schiebt sich ganz allein vorwärts, wippt hin und her, auch zurück. Na schau, jetzt ist er umgefallen. Er hat sich wirklich überschlagen. Jetzt erhebt er sich mit Mühe, stellt sich auf und schiebt sich wieder vorwärts. Aber nein! Es ist kein Zwerg, nein! Es ist etwas anderes. Ein Mensch, ganz

bestimmt. Ich kann schon sehen, dass er einen Kopf hat und Schultern und Arme. Arme? So lange? Wie ein Affe! Aber ja, vielleicht ist es ein Affe? Die gehen so am Boden, schieben sich am Hintern und auf den ausgestreckten Armen nach vor. Sie werfen sich so vorwärts: stoßen sich auf den langen Armen ab, werfen den Unterleib nach vor, landen auf den angezogenen Pfoten, und dann wieder ... Jesus Christus! Aber das ist es auch nicht, es ist kein Affe. Es ist ein Mensch! Ein Mensch ohne Beine! Deswegen plagt er sich so, treibt sich so vorwärts. Wie ist das möglich, wie kann es sein, dass sich diese Kreatur, dieser Invalide, diese Missgestalt, dieses arme Wesen allein über die staubige Straße schiebt, und dazu noch in dieser furchtbaren Hitze?“

Katja zitterte am ganzen Körper, und vor Angst, Entsetzen und Ekel wurde ihr richtig schlecht. Sie lehnte sich an die Wand, um nicht zusammenzubrechen.

Derjenige aber, der zu ihr kam, der sich so qualvoll vorwärtstrieb, diese Missgestalt, dieses menschliche Wesen ohne Beine, kam immer näher. Als er schon ganz nah war, schrie er, eigentlich brüllte er mit kräftiger, entschlossener Stimme:

„Was glotzt du so!? Hast du noch nie einen Krüppel ohne Beine gesehen? Erweise ihm dein Erbarmen, öffne ihm die Tür und gib ihm ein Glas Wasser, denn der, der auf seinen Händen geht, ist am Verdursten! Und am Verhungern!“

Katja zuckte zusammen, öffnete einen Torflügel, und ihr wurde wieder schlecht, als sich diese Missgestalt so entschlossen vorwärtsschob und sich recht schnell wippend zum Schatten unterm Birnbaum stieß.

„Ich bin Karlo. Und du? Wie heißt du?“ sagte er schroff, fast schon herrisch.

„Ich bin Katja und bin hier zuhause ...“ stotterte sie.

„Na klar bist du hier zuhause!“ grinste der Missgebildete und fügte schnell hinzu: „Ich bin überall zuhause. Alle Felder sind mein Heim, alle Wälder, alle Wege, alle Scheunen, Ställe, Schweineställe ... das alles ist mein Heim, Katja, Katjuša, Katinka! Na, was ist mit dem Wasser? Ich verdurste!“

Sie taumelte ins Haus, und während sie Wasser in ein großes Trinkglas goss, flimmerte dieser Mensch, dieses seltsame Wesen ohne Beine vor ihren Augen. Sie zitterte vor der Gestalt, vor dem entstellten Gesicht, das von Falten zerfurcht und dreckig von Schweißtropfen war. Und seine Augen! Wild

wie Feuer, brennend, lodernnd, voll unfassbarer Wut, Hass und Zorn. Und diese langen Haare, die auf seiner Stirn klebten! Und die Nase, krumm wie ein Haken. Der Mund, verzerrt, wie ein Knorren. Und seine Arme, die Arme! dachte sie. Die Arme, lang, zu lang. Wie ... wirklich, wie bei einem Affen. Lange, zu lange Arme, und die Fäuste in etwas gewickelt, das an unbearbeitete Kuhhaut oder Ochsenhaut erinnerte. Das Hemd, schwarz vor Dreck, und die Hose, wahrscheinlich bei den Knien abgeschnitten und mit einer Schnur um die Hüften gebunden. Die Beine ... die Beine waren überhaupt nicht da. Nur Stümpfe, die in so etwas wie Lederhülsen steckten, in einer Art „Schuhe“. Die Augen! Jesus Christus, was für Augen! Glut, nicht Augen. Ein Krüppel! Wo hatte sie dieses Wort schon gehört? Natürlich, auf dem Markt in Kairo. Das hatte Štefka gesagt, die aus Celje oder Umgebung war, so hatte sie einen Invaliden ohne Arm und Bein genannt, einen jungen Araber, der auf stinkenden Lumpen hockte und um Almosen bat. Krüppel, das hatte Štefka gesagt. Und hinzugefügt: „Der hat mindestens einen Prinzen oder König bestohlen, dass sie ihm den Arm bis zum Ellbogen und das Bein bis zum Knie abgehackt haben. Ein Dieb! Siehst du, Katarina, ein Dieb! Wenn man bei uns Diebe so gerecht bestrafen würde, würde es von ihnen nicht so wimmeln wie von Läusen oder Wanzen. Ein Dieb! Und jetzt bettelt er um Geld.“

„Aber dieser Unglücksrabe war bestimmt nicht in Ägypten oder einem anderen arabischen Land, wo Diebe so grausam bestraft werden“, sagte sich Katja. „Vielleicht wurde er ohne Beine geboren. Jesus, und gerade jetzt musste er kommen, wo ich allein daheim bin. Stanko ist zum Kirchtage gegangen und hat Simon mitgenommen, damit er sieht, was ein Kirchtage ist. Vor Abend sind sie bestimmt nicht zurück. Und jetzt dieser halbe Mensch! Und wie wild er ist. Er bittet nicht, er verlangt. Naja, was soll ich mich denn vor ihm fürchten, er hat ja keine Beine. Er kann mir nichts tun, er kann auch nichts stehlen. Aber es ist unangenehm, mit so einem Menschen allein zu sein. Und unser Haus ist so abgelegen, richtig abgelegen.“

Als sie das Glas Wasser brachte, saß der Ankömmling unter dem Birnbaum. Mit dem Rücken an den Stamm gelehnt drehte er sich eine Zigarette. Im Gras vor ihm lag ein Tabakbeutel sowie Zündhölzer, er wickelte den Tabak in Zigarettenpapier.

„Ich habe Ihnen Wasser gebracht“, sagte sie leise und blieb vor ihm stehen. Er griff wortlos nach dem Glas und trank es

in einem Zug aus. „Mehr!“ befahl er und sah sie nicht einmal an. Sie ließ ihm das Glas und holte schnell den Krug. Auch das zweite Glas trank er aus, ohne es abzusetzen. Sie schenkte nach. Diesmal trank er ruhiger, und Katja bemerkte erst jetzt, wie seine Hände aussahen. Am ersten und zweiten Gelenk aller Finger hatte sich durch das Körpergewicht Hornhaut gebildet. Dort war überhaupt keine Haut. Blase um Blase, Hunderte Blasen waren mit der Zeit zu etwas geworden, was sie jetzt an hornartige Klauen erinnerte. Auch die anderen Glieder, die mittleren und die mit den Fingernägeln, waren knorrig, wie Krallen. „Natürlich“, dachte sie, „wenn er doch auf seinen Händen geht ... Er ballt die Finger zur Faust und geht, natürlich. Obwohl er sie in Stoffetzen wickelt und auch in diese staubige Haut ... Was für starke, muskulöse Arme er hat! Die Adern sind geschwollen, sie treten so stark hervor und sind wie Efeu, der sich um einen Stamm wickelt ...“

Karlo konnte ihre Gedanken wahrscheinlich spüren, ihren Blick auf seinen klauenartigen Fingern, und sah sie wild an und lachte mit donnernder, spöttischer Stimme:

„Ich bin ein Teufel, ja, kein Mensch. Siehst du, was für Finger ich habe? Wie Luzifer. Und statt Beinen habe ich einen Schwanz. Willst du ihn sehen?“

Katja errötete und wusste keine Antwort. Sie stotterte: „Ich dachte ja nicht ...“

„Mir egal, was du dachtest! Ich stinke wie ein Ziegenbock und bin dreckig wie ein Schwein. Was kümmert's mich! Jeder betet auf seine Art zu Gott, verstehst du?“

Er schaffte es irgendwie, sich eine Zigarette zu drehen und sie anzuzünden. Er nahm zwei gierige Züge, dann noch einen, einen langen. Er hielt den Rauch in der Lunge und blies ihn dann mit sichtlichem Genuss aus. Dann sagte er mit donnernder Stimme:

„Ich habe meine Pfeife irgendwo verschlampt. Zigaretten hab ich zwar lieber, aber mit meinen Klauen tu ich mir schwer beim Drehen. Hast du eine Pfeife?“

„Neeeeiiiiin“, sagte sie langegezogen, weil sie währenddessen überlegte, ob es im Haus vielleicht doch eine Pfeife gab. Nein, da war keine, weil bei ihnen niemand rauchte. Auch ihr Vater nicht. Der Großvater hatte geraucht, aber das war schon lange her, und diese schöne Porzellanpfeife mit aufgemaltem Pferdekopf hatten sie verkauft, als sie im ersten Krieg nicht einmal eine Brotrinde hatten und am Verhungern waren.

„Bist du allein daheim?“ fragte der Ankömmling. Sie nickte und zuckte zusammen.

„Dann kannst du mir ja eine Wurst bringen, ein Stück Brot und einen halben Liter Wein, ja?“

„Ich koche Jota ...“ sagte sie, wusste aber sofort, dass Karlo, dieser Unglücksrabe, keine volle Stunde darauf warten würde.

„Wenn du keine Wurst hast, dann bring zwei!“ sagte er und grinste mit schwarzen, halb verfaulten Zähnen.

Sie eilte in die Küche, warf eine halbe Wurst in das kochende Kraut und wollte schon wieder in den Hof rennen, doch sie blieb abrupt stehen und fragte sich verwundert, was sie denn nur habe. „Diese Missgeburt hat mich so verwirrt, er hat mich völlig aus der Bahn geworfen. Wieso bin ich bloß so nervös? Er hat mich erschreckt, ja. Aber da ist noch etwas anderes, doch ich weiß nicht, was. Katja, reiß dich zusammen, los, beruhig dich. Er ist ja nur ein armer Teufel, ein Invalide, ein Bettler.“

Gezwungen langsamen Schrittes betrat sie den Hof und sagte zum Besucher, dass die Wurst schon koche und dass er ein bisschen warten solle.

„Wieso muss sie denn kochen? Hast du keine trockenen, geräucherten? Und der Wein, hast du ihn gebracht?“ keifte er.

„Die Wurst ist so trocken, dass sie steinhart ist. Sie könnten sie mit diesen Zähnen nicht beißen. Brot bringe ich Ihnen mit der gekochten Wurst, genauso wie den Wein.“

„Meine Zähne sind wirklich hohl, und die Hälfte hab ich nicht mal mehr. Gut, ich warte.“

Sie stand vor ihm und wusste nicht, ob sie ihn allein lassen oder ihm Gesellschaft leisten sollte. Sie wollte sich schon umdrehen, als er sie unwirsch fragte:

„Wieso trägst du diesen Teufel? Was bringt dir das?“

Zuerst verstand sie nicht, was er meinte, doch als sie bemerkte, dass er seinen Blick in das Kreuz gebohrt hatte, das sie an einem Kettchen trug und das ihr jetzt aus der Bluse gerutscht war und in der Sonne funkelte, wurde sie kreidebleich und wehrte sich entschieden:

„Wie können Sie nur so etwas sagen? Das ist ein gesegnetes Kreuz mit dem Gekreuzigten, das ist ...“

Sie rang nach Luft vor Verblüffung und dem vehementen Widerstand. Dieses große goldene Kreuz hatte sie in Kairo von der Barmherzigen Schwester Klarisa bekommen, die es

wiederum von Josipina hatte, einer Šandrinka, die kurz nach der Eröffnung des Sueskanals mit ihren Herrschaften, der Familie des italienischen Kaufmanns Benussi, nach Ägypten gekommen war. Das war ihr Vermächtnis, ihr Nachlass. Sie hatte Schwester Klarisa das Kreuz kurz vor ihrem Tod geschenkt, weil sie sich auf ihre alten Tage um sie gekümmert hatte, nachdem sie fünfzig Jahre lang geschuftet und ihren Nächsten Geld geschickt hatte und nirgendwo mehr hin konnte. Schwester Klarisa erzählte Katja, dass der Papst höchstpersönlich dieses Kreuz gesegnet habe. Auch deshalb war sie nun entsetzt über die Worte dieses Bettlers, dieses stinkenden Nichtsnutzes.

„... das, meine Liebe, ist nichts außer Betrug und ein Irrweg. Dein Kreuz mit dem Gekreuzigten und der Segen vom Papst höchstpersönlich, das alles ist ein Irrweg. Weil sie dich mit so einem Kreuz und dem Märchen vom Erlöser, der einfach nicht daherkommt, versklaven, dich fesseln, und zwar so geschickt, dass du dir dessen bis zum Tod nicht bewusst wirst. Und dann trinken sie das ganze Leben schlückchenweise dein Blut. Sie werden immer fetter, lachen dich insgeheim aus, verspotten dich, sündigen scheinheilig untereinander und mit anderen, Jung und Alt, und du selbst verschwindest langsam.“

„Seien Sie still! Wieso reden Sie so gotteslästerlich? Schämen Sie sich denn nicht, haben Sie keine Angst vor der Strafe Gottes?“

„Ich habe keine Angst, nein! Und weißt du, wieso? Weil ich schon bestraft worden bin, und zwar als ich noch ein kleiner Engel war, unschuldig und rein wie eine Bergquelle. Und ich wurde von jemandem bestraft, der jeden Tag in der Kirche hockte, der keine Messe versäumte, der um seinen fetten Hals lauter solche Kreuze trug wie du. Er bestrafte mich, wie du es nennst, nach Gottes Ermessen und Willen, und nur, weil ich am Verhungern war. Hunger, hörst du, vergiss nicht!, Hunger war meine einzige Sünde.“

Sie betrachtete ihn und zitterte. Plötzlich fuhr Bosheit in sie und sie zischte:

„Ich weiß nicht, was Ihnen zugestoßen ist. Aber ich glaube, dass Sie die Strafe verdient haben! Ein Mensch, der Gott so sehr verflucht, der über den Gekreuzigten sagt, er sei ... er sei ...“

„Eine Fata Morgana! Und weißt du, warum? Weil alles erfunden ist, weil alles eine große Lüge ist. Von dieser Lüge

leben die einen schon seit fast zweitausend Jahren wie die Made im Speck und die anderen im Dreck. Siehst du, es ist wie ein Gedicht. Ein netter Reim, was? Im Speck - im Dreck.“

„Ich höre Ihnen nicht länger zu!“

„Natürlich nicht, weil ich die Wahrheit sage. Und keiner will die Wahrheit hören. Wir fürchten sie mehr als den Tod. Wahrheit brennt wie Feuer, Wahrheit ist nicht dasselbe wie Heiligkeit! Hörst du?! Die Wahrheit ist ein Universalgesetz, Heiligkeit aber ist eine menschliche Erfindung! Die Heiligkeit haben sich Menschen ausgedacht, die nach Weltherrschaft und Ruhm lechzten. Sie haben uns mit der Heiligkeit geblendet, damit wir nichts sehen, damit wir nichts durchschauen! Die Wahrheit kennt sie nicht. Es gibt nur eine Wahrheit, sie ist vollendet, auf ewig unveränderlich. Wie die Mathematik, wie die Gesetze der diesseitigen und jenseitigen Physik. Und was meine Beine angeht, lass das mal, damit du dich nicht versündigst und bestraft wirst, aber nicht unschuldig wie ich, sondern gerecht, denn ich habe meine Beine verloren ...“

„Sie haben nicht nur Ihre Beine verloren, sondern auch Ihren Verstand. Nur ein Mensch ohne Verstand kann so sündhaft reden!“ zischte sie.

Die Zigarette in seinem Mund war schon fast abgebrannt. Er nahm noch einen letzten tiefen Zug und behielt ihn lange in der Lunge. Dann blies er ein Wölkchen aus, hustete, räusperte sich und sagte mit kaum hörbarer Stimme, in der seltsame Trauer mitschwang:

„Der Teufel selbst hat meine Mutter überredet, in dieses verfluchte Ägypten zu gehen. Wenn sie daheim geblieben wäre, wäre das alles nicht passiert.“

Bei diesen Worten verstummte Katja. Schauer liefen ihr über den Rücken. Ihr wurde schlecht. Nur mit Mühe würgte sie die Frage hervor:

„Wer war deine Mutter? Wie hieß sie?“

„Was geht dich das an? Nichts. Sie war halt eine Hure. Eine geborene *putána*, verstehst du?“

Sein Gesicht verschloss sich. Als hätte man die Vorhänge zugezogen oder die Fensterläden geschlossen. Er starrte in die Ferne, irgendwohin in die Unendlichkeit. Katja spürte, dass er im Geiste Gott weiß wo war, nur nicht hier, in seinem Körper.

Und wirklich, sein Geist war weit weg von diesem Karstbauernhof, von dem Baum, an dem er lehnte. Er war



nicht nur räumlich entfernt, sondern auch zeitlich. Er trieb weit zurück, tief in die Vergangenheit.

\*

Es war einer dieser Herbsttage, an denen der Himmel wie goldener Staub auf die Erde rieselt und es kein Herz gibt, das sich nicht freut und Lobgesänge an die großzügige Natur anstimmt.

Karlo war wieder ein Junge, in drei Wochen würde er zehn Jahre alt sein. Ort des Geschehens: Triest, Vorstadt. Sein Freund Tomislav, Tomi, wie er ihn nannte, rannte mit ihm durch die leere Gasse. Sie waren gleich alt und beide den Straßen überlassen. Ihre Väter waren als Schwerarbeiter im Hafen beschäftigt, ihre Mütter waren in Ägypten. Tomis Mutter arbeitete als Zimmermädchen in einem Hotel, und Karlos Mutter war eine Zeitlang Kindermädchen bei einer angesehenen französischen Familie. Sie war dorthin gereist, als Karlo fünf Jahre alt war. Zweieinhalb Jahre lang schickte sie Geld, danach nicht mehr. Ihr Mann, Karlos Vater Ludvik, schrieb ihr lange Zeit und flehte sie an, sich zu melden, Geld zu schicken, doch sie schwieg wie ein Grab. Dann ging Ludvik zu Marija Semolič, die schon öfter in Ägypten gewesen war, zuletzt als Kindermädchen beim ägyptischen Finanzminister, und bat sie, herauszufinden, was mit seiner Frau Tereza passiert war. Marija schickte mehrere Briefe an verschiedene Adressen in Alexandria und Kairo, unter anderem auch einem Pater und den Barmherzigen Schwestern im Asyl des heiligen Franziskus. Nach vielen Monaten erfuhr sie endlich, dass Tereza Mahkota spurlos verschwunden war. Der französische Ingenieur, bei dem sie als Kindermädchen gearbeitet hatte, erzählte Pater Evstahij, dass sie wie vom Erdboden verschwunden sei. Eines Morgens sei sie einfach nicht mehr in ihrem Zimmer gewesen. Sie meldeten ihr Verschwinden bei der Polizei, doch ohne Hoffnung, dass die Polizei überhaupt nach ihr suchen würde. Sie taten dies nur, um sich abzusichern. Es gab recht viele solcher und ähnlicher Fälle slowenischer, italienischer, spanischer und griechischer Dienstmädchen, und nur wenige wurden mit der Zeit aufgeklärt. Alles andere versickerte spurlos im Wüstensand ...

Und so wurde Ludvik Mahkota zum „grauen Witwer“, was so viel bedeutete wie ein Witwer mit lebender Frau. Er fluchte

eine Weile, bis er sich in sein Schicksal ergab. Um sich und seinen Sohn zu ernähren, nahm er jede Arbeit an. Ausgerechnet in diesem Herbst aber geschah es, dass er keinen einzigen Groschen verdienen konnte. Es war wie verhext. Ständig drängte ihn jemand aus der Arbeit und er stand mit leeren Händen da. Er probierte es auch als Tagelöhner. Schon bei Tagesanbruch wartete er gemeinsam mit etlichen anderen mit der Hacke in der Hand auf Arbeit. Weil er eher schwächling und von niedrigem Wuchs war, schnappten ihm die den Verdienst vor der Nase weg, die größer, muskulöser waren und an den Händen statt Haut Hornbeläge hatten. Eine Zeitlang borgte er sich noch Geld für einen Laib Brot, für Pasta ... bis ihm seine Freunde und Bekannten nicht mehr vertrauten. Weil er nun einmal nichts zurückgab. Und so geschah es, dass er und sein Sohn schon drei Tage lang nichts gegessen hatten. Betteln wollte er nicht, nun, er konnte es nicht. Jemand riet ihm, seinen Sohn von Tür zu Tür oder auf die Straße betteln zu schicken. „Eher bringe ich ihn um als ihm das zu erlauben.“ knurrte er und spuckte auf den Boden.

Und dann fiel ihm der Fleischer Fausto Bertóto ein, der eine Fleischerei in der Nachbargasse besaß. Dort hatte er schon gearbeitet, auch seine verschwundene Frau Tereza hatte dort ab und zu ein paar Lire verdient. Er ging also zu ihm und erzählte ihm, was passiert war. Er bat ihn um ein paar Knochen. Er sagte: „Wenn Sie mir die für die Hunde geben würden.“ Fausto Bertóto war fett wie ein Walross, er wippte hinter dem Pult vor und zurück, hackte wütend mit dem Beil und stellte sich taub. Ludvik wiederholte seine Bitte, diesmal etwas lauter. Wieder nichts. Fausto tat, als würde er ihn weder sehen noch hören. Dann schrie Ludvik fast schon: „Wenn Sie mir ein paar Knochen geben würden, die, die dort auf dem Haufen liegen, die für die Straßenkötter reserviert sind?!“ Fausto drehte sich um, hängte eine schwere Rinderkeule auf einen Haken, drehte sich wieder um und starrte über Ludviks Kopf hinweg irgendwohin auf die Straße. Er pfiß leise vor sich hin, trommelte mit den Fingern und tat, als würde er auf Kundschaft warten. Auf seiner behaarten Brust glänzte unter seinem Hemd ein großes Kreuz an einer dicken Kette.

Ludvik murmelte etwas und verließ niedergeschlagen die Fleischerei. Als er schon auf der Straße war, rief ihm Bertóto hinterher: „Geh zu den anderen Hunden, den Kommunisten. Die sollen dir Knochen geben.“

Ludvik blieb stehen, drehte sich um und fragte den Fleischer: „Wieso sagen Sie so etwas? Ich hab mit denen doch nichts zu tun.“

„Ihr Arbeiter seid alles Revoluzzer. Und solche wie du sind die Allerschlimmsten!“ bellte der Fleischer.

„Herr Fausto, da täuschen Sie sich aber. Ich bin keiner von denen. Ich würde nicht im Traum daran denken ...“

„Los, verschwinde! Ihr seid alle gleich!“ sagte der Fleischer und ging in den Nebenraum.

Karlo und sein Freund saßen einen Tag nach diesem Vorfall am Gehsteigrand und stierten Faustos Fleischerei an. An der Wand hingen neben Frischfleisch Würste, Speck, Salami, geräucherte Rippchen und andere Leckerbissen. Ausgehungert, sodass sie schon halluzinierten, gafften sie diesen Schatz an und das Wasser lief ihnen im Mund zusammen.

„Was würde ich für nur ein einziges Stück Wurst geben, von der fettesten!“ seufzte Karlo.

„Und ich will ... will ...“, stotterte Tomi.

„Ich weiß, was du willst. Einen Braten, nicht wahr? Siehst du, von dieser Keule, die dort links hängt, würde dir Fausto etwa ein halbes Kilo abschneiden oder gleich ein ganzes, und dann würden wir nach Hause laufen, den Herd anfeuern und dieses Stück Fleisch braten. Und zuerst würden wir es noch schön salzen, pfeffern, einen Rosmarinzwig dazugeben ... Stell dir vor, wie gut das riechen würde, wie guuuuuut das wäre!“

„Wie im Himmel, nicht wahr, Karlo?“

„*Il paradiso*, ja!“

„Die Engel würden auf Orgeln spielen und wir zwei würden essen, essen, kauen ...“

„Und durchs Fenster würde die Sonne direkt auf den Tisch scheinen, auf den Braten ...“

Inmitten dieser Tagträume hielt er inne, denn plötzlich fiel ihm das Fenster auf der anderen Seite der Straße ein. Er wusste, dass es das Fenster zu dem Raum war, in dem Fausto Prosciutto, Würste, Mortadella, Salami, Speck ... lagerte, eben alles, was nicht Frischfleisch war. Er kannte diesen Raum und dieses Fenster, weil er seiner Mutter geholfen hatte, wenn Fausto sie wochenends als Putzfrau angeheuert hatte; sie fegte den Holzboden in diesem Raum und wusch die Steinfliesen im vorderen Teil der Fleischerei. Darum wusste er, was in

diesem zweiten, eigentlich dritten Raum war. Die Fleischerei hatte drei Räume: den Verkaufsraum, den Kühlraum und das Trockenfleischlager.

Dieses Fenster fiel ihm jetzt ein, und er sagte ganz leise, flüsternd, sehr vertraulich zu seinem Freund:

„Tomi, dort hinten ist ein Fenster. Auf der anderen Seite der Gasse. Wenn Fausto geht, wenn er die Tür zusperrt, werden wir zwei ein bisschen warten und dann ...“

„Du meinst, dass wir dann ...?“

„Dieses Fenster ist nicht hoch. Wenn du mir eine Rüberleiter machst, kann ich es erreichen. Ich würde die Scheibe dort einschlagen, wo der Griff ist, dann könnte ich das Fenster öffnen, reinklettern, die Würste und alles andere einpacken und es dir rüber werfen, während du auf der Straße wartest, und dann würden wir davonlaufen.“

„Aber wie? Wir bräuchten einen Rucksack oder einen Sack, damit wir die ganzen Würste und das andere Zeug reinstopfen, oder? Was meinst du?“

„Natürlich, einen großen Sack.“

„Und von innen, im Zimmer? Ist das Fenster dort nicht höher als auf dieser Seite, auf der Straße?“

„Ja. Es ist ein bisschen höher. Aber dort steht ein Tisch und auch ein Stuhl. Ich werde den Stuhl zum Fenster stellen, dann geht's. Und wenn ich reinklettere, werde ich mich einfach runterlassen. Es ist etwa einen Meter bis zum Boden, wenn ich an den Händen hänge, mehr sicher nicht.“

„Meinst du, wir sollen es tun? Meinst du wirklich?“

„Fausto sperrt die Fleischerei zu und kommt bis zum Morgen nicht mehr. Wenn es dunkel wird, sperrt er zu und geht. Wir warten noch ein bisschen, bis es dunkler wird. Dort ist kein Licht, weißt du, und dann werden wir ...“

So schmiedeten sie diesen teuflischen Plan. Die Idee dafür hatte der Hunger auf dem letzten Loch pfeifend hervorgepresst, ausgefeilt wurde sie von der Fantasie, die aus ebendiesem Hunger hervorgegangen war. Beides zusammen.

Die Freunde kamen bei Einbruch der Dunkelheit zurück. Sie schlenderten dort herum und blieben schließlich auf der gegenüberliegenden Straßenseite hocken, in der Nähe des Fensters. Ungeduldig warteten sie darauf, dass die wenigen Straßenlaternen angingen (dort beim Fenster war keine!) und dass sich Fausto endlich dazu entschied, aufzuräumen, zuzusperren, nach Hause zu gehen ...

„Tomi, denk nur, wie viele Würste es dort gibt!“

„Und alles andere!“

„Wir müssen den Herd gar nicht erst anfeuern und das Fleisch braten!“

„Wir futtern's gleich, nicht wahr. Sobald wir den Sack vollgestopft und ihn dort rüber, zu diesem Park, gezerrt haben, verstecken wir uns im Gebüsch und essen uns satt ...“

„Essen uns satt bis wir platzen!“

„Jesus, ich bin so hungrig. Mir wird richtig schlecht.“

„Ich glaube, ich sterbe, bevor Fausto die Tür zusperrt und den Rolladen runterlässt.“

„Ich auch. Mir ist schwindlig und ganz schwarz vor den Augen.“

„Warten wir noch ein bisschen, nur ein bisschen. Schau, er sperrt schon zu. Aber komisch, wieso hat er das Rollo nicht runtergezogen? Das tut er doch sonst immer.“

„Er hat's vergessen. Er hat's bestimmt vergessen. Hat sich vollgefressen, siehst du, wie fett er ist, wie ein Schwein. Und hat's vergessen.“

„Wahrscheinlich wirklich. Manchmal besäuft er sich auch, weißt du. Er trinkt heimlich, seine Frau würde ihn verprügeln, wenn sie davon wüsste. Ich weiß das, ich hab eine Flasche Pflaumenschnaps unterm Pult gesehen. Er versteckt sie zwischen den Knochen, schiebt sie dort rein. Du verstehst ja, wieso.“

„Hm, natürlich.“

„Sollen wir noch ein bisschen warten?“

„Ein bisschen, ja, aber nicht viel.“

„Mhm.“

Als sie der Meinung waren, dass es finster genug war, schlichen sie zur Mauer. Karlo hatte vorher schon einen Stein in seine Tasche gesteckt und flüsterte seinem Freund jetzt zur: „Los, mach die Räuberleiter!“

Er stieg mit dem linken Fuß auf die gefalteten Finger seines Freundes, dann mit dem linken auf seine Schulter, dann zog er den anderen Fuß nach, so, und jetzt war er schon beim Fenster. Er wusste, wo der Griff war. Er sah sich auf der Straße um, auch zu den Fenstern, und drosch dann mit dem Stein gegen die Scheibe. Es schepperte, die Scheibe zerbrach. Er langte hinein, drehte den Griff um, öffnete die Fensterflügel und zog sich hinauf. Schnell glitt er hinein und verschwand. Tomi zitterte unter der Mauer und horchte gespannt. Niemand

war auf der Straße, niemand hatte das Klirren der Scheibe gehört. Oder vielleicht doch, aber es war ihm nicht verdächtig erschienen. Drinnen, im Zimmer, krachte es, dann knarrte etwas, und kurz darauf flogen Würste durchs Fenster. Ganze Wurstkränze. Danach noch Speck und Salami. In diesem Moment schien Tomi, dass auf der anderen Straßenseite etwas nicht stimmte. Er wusste nicht, was, er war auch nicht völlig sicher, dass dort etwas Verdächtiges vor sich ging. Er spürte es nur, so glaubte er zu sehen und zu hören, und er flüsterte:

„Karlo, es reicht! Karlo, beeil dich! Karlo!“

Fausto Bertóto fiel ein, als er schon fast daheim war, fiel ihm ein, dass er vergessen hatte, den Rollladen hinunterzulassen. Er machte kehrt, und als er zurück in Richtung Fleischerei marschierte, dachte er, es wäre gut, wenn er noch einen Schluck vom Pflaumenwein aus Brkini nehmen würde, von diesem guten, himmlischen, den ihm Brčica heute Morgen gebracht hatte, und er hatte ihr für dieses Feuerwasser ein paar Würste gegeben. „Das ist wirklich Feuerwasser! Scharf, aber gut, so maßlos und verflucht gut ...“, grübelte er und bereitete sich in Gedanken schon darauf vor, einen langen Schluck zu nehmen, ach was, nicht einen, drei! Dann würde er noch ein bisschen Speck kauen, damit seine argwöhnische Milka nichts roch, und dann, dann ...

Als er die Tür aufsperrte, blieb er augenblicklich stehen. Aus dem Raum, in dem er das Trockenfleisch lagerte, kam ein Geräusch, Lärm, als würde sich etwas bewegen. Er erstarrte. Gleich darauf schoss ihm das Blut in den Kopf. Es durchbohrte, durchschoss ihn: „Ein Dieb!“ Er huschte zum Hackklotz, zog das Fleischerbeil raus und schlich auf Zehenspitzen, ganz leise, zum anderen Raum, betätigte dort blitzschnell den Schalter und das Licht ging an. Was er sah, versetzte ihn so in Rage, dass er augenblicklich den Verstand verlor. Er sah einen Rotzbengel, einen Rotzbengel in kurzen Hosen, der panisch zum Fenster hechtete, auf den Stuhl sprang, sich wie ein Geißlein vom Stuhl stieß, den Fensterrahmen packte, der Stuhl rutschte weg und der Bursche baumelte an der Wand. Er hielt sich krampfhaft am Fensterrahmen fest, strampelte mit den nackten Beinen, zog sich hinauf, krampfte sich zusammen, wand sich und strengte sich mit aller Kraft an, sich so schnell wie möglich zum Fenster hochzuziehen und

rauszuspringen, raus aus diesem Zimmer, aus der Falle, in die er so unversehens geraten war.

Da riss Fausto der Faden. Er brüllte, fluchte, raste zur Wand, zum Rotzbengel, und schlug mit dem Fleischerbeil ungestüm auf die strampelnden, zuckenden Beine ein. Der Bursche schrie, kreischte, winselte wie ein Kaninchen ... und Fausto schlug mit Schaum vorm Mund auf ihn ein, zerfleischte ihn, metzelte. Dann verließen die Finger am Fensterbrett die Kräfte und der Junge kippte wie ein gefällter Baum um, fiel zu Boden, vor die Stiefel, das erhobene Beil, und er hatte seine Beine noch, oder auch nicht, denn sie waren klein gehackt, alles, auch die Knochen.

Tomi rannte weg. Würste, Mortadella, Speck ... er ließ alles einfach dort unterm Fenster und rannte kopflos durch die Straße, und auch er, Gott weiß warum, schrie und winselte wie ein Kaninchen, das man bei den Ohren gepackt und ihm das Messer an die Kehle gesetzt hat.

Wegen der Schreie und des Gebrülls des Fleischers kamen die Nachbarn und Leute aus der Straße angerannt, alles war voller Blut, der Junge war blutüberströmt, der Fleischer war blutverschmiert. Die Wand war besprenkelt, das Blut tropfte auf den Boden. Fausto brüllte immer noch, brüllte wie ein Ochse, wie ein Wahnsinniger. Die Carabinieri, der Arzt, eine Barmherzige Schwester kamen angerannt, rangen die Hände über dem Jungen, weinten, waren entsetzt, schlossen die Augen, erbrachen sich ... und all dieses Grauen endete darin, dass man ihm im Militärkrankenhaus in der Via Fabio Severo die Beine dort abnahm, wo keine Wunden waren, dort, wo nicht alles zerfleischt war.

So verlor Karlo seine Beine. Ihm blieben nur zwei winzige Stümpfe.

Hitze, Affenhitze. Kein Wölkchen am Himmel. Karlo schiebt sich über die weiße Straße. Man nannte die Makadamstraße weiße Straße. Sie war weiß vom Staub, vom gemahlene Stein. Karlo bewegt sich langsam vorwärts, mit Mühe. Er rammt die geballten, in Lumpen gewickelten Fäuste in den Kies, stützt sich an den Händen ab, spannt die Schulter- und Bauchmuskeln an, stößt sich mit dem Körper ab, setzt sich auf die Stümpfe, neigt sich, schiebt die Hände zwei Zentimeter nach vor, lehnt sich dagegen, spannt wieder seine Bauch- und

Schultermuskeln an, stößt seinen Körper vorwärts, lässt ihn auf die Stümpfe sinken ... Der Himmel ist stahlgrau, brennend, tot, leer. Über Karlo kreist ein Falke oder Geier. Er weiß nicht, was für ein Vogel das ist. Auf jeden Fall ein Greifvogel. Er kreist über ihm und beobachtet ihn aufmerksam.

Jetzt streicht er schon lange durch die Dörfer. Seit er gelernt hat, auf seinen Händen zu gehen, irrt er umher. Nachdem seine Wunden notdürftig verheilten, war er zunächst einige Monate im Asyl des heiligen Bernhard, doch als sie dort sahen, dass es gehen wird, dass er sich zurechtfinden wird, dass er schon irgendwie hin und her schleicht, riefen sie seinen Vater, der ihn nach Hause brachte. Doch schon knapp einen Monat nach seiner Rückkehr wurde sein Vater eingesperrt. Eines Nachts holten ihn die Faschisten. Sie klopfen oder hämmerten nicht gegen die Tür, sondern drangen einfach ein, schrien, brüllten wie am Spieß, prügelten auf ihn ein, schubsten ihn, dann fesselten sie ihn, und bevor sie ihn abführten beziehungsweise aus dem Zimmer stießen, bat er sie für seinen Sohn, für Karlek, den armen Burschen, der jetzt ohne Beine sei und jetzt, da sie durchs Zimmer wüteten, erschrocken in der Ecke kauerte und am ganzen Körper zitterte. Einer der Faschisten setzte sich für ihn ein, er sagte etwas zum Kapo, doch der grinste unverschämt und sagte, sie seien nicht die Barmherzigen Schwestern und dieser beinlose *schiarvo* solle krepieren, eingehen, wenn er nicht leben könne. Dann gingen sie.

Danach kam Karlo in ein Asyl, in dem die ärmsten Seelen untergebracht waren. Einige hatten einen vollkommen gesunden Körper, waren jedoch Irre. Andere waren schlau, sehr schlau sogar, doch ihnen fehlte etwas: ein Arm oder Bein oder beides. Und dann gab es noch solche, die sich nicht einmal rühren konnten. Paralyse. Alle möglichen Leute. Die Barmherzigen Schwestern quälten sich mit ihnen, weinten und verzweifelten auch. Sie aber waren untereinander alles andere als barmherzig. Sie kämpften ums Essen, hassten sich voller Wut, bissen, traten sich gegenseitig, droschen, stießen sich ...

Eines Tages bot sich Karlo die Gelegenheit und er floh. Er schlich die ganze Nacht aus der Stadt. Untertags versteckte er sich im Gebüsch und nachts stieß er sich wieder vorwärts. So ging das zwei oder drei Tage lang, bis er sich auf den Dorfstraßen wiederfand. Und, seltsam, niemand vermisste ihn, niemand suchte nach ihm, niemanden interessierte, wohin er



verschwunden war. Seitdem hatte er alle Dörfer bei Triest durchkreuzt, dann verschlug es ihn auf den Karst von Sežana und er geriet sogar bis nach Brkini. Er schlief in Scheunen, Ställen, selten in Häusern. Wenn ihn die Nacht auf einem Feld überraschte, schlief er eben einfach dort. Oder im Wald, unter einem Busch. Die Leute gewöhnten sich an ihn und es gab kaum ein Haus, in dem man ihm nicht etwas gab - obwohl er die ganze Zeit unflätig fluchte. Es gab keinen Tag, an dem er den Fleischer Fausto Bertóto nicht mindestens hundertmal verfluchte. Er kannte zahllose Beschimpfungen und spielte auf diesem Klavier wie ein Teufelsvirtuose. Wenn er die Faschisten verfluchte, stimmten ihm die Leute im Großen und Ganzen zu, und wenn er die Reichen verfluchte, gaben sie ihm auch recht. Doch wenn er auf die Pfarrer, Bischöfe, Erzbischöfe und sogar den Papst höchstpersönlich losging, mäßigten sie ihn, widersprachen ihm, wurden manches Mal auch wütend und warfen ihn auf die Straße.

Eines Tages aber hörte ihm ein lebendiges Wesen zu, mit Herz, wie man sagt. Es war Matilda, eine Dorftrinkerin, die am Ende des Dorfes in einem halb verfallenen Haus lebte. Sie fragte ihn, wieso er diese Kirchenleute so verabscheute. Und er erzählte ihr, was er den anderen nicht erzählte. Als er bereits mehrere Jahre von Dorf zu Dorf gekrochen war, erzählte ihm jemand, der aus Triest geflohen war, was mit dem Fleischer Fausto geschehen war. Er sagte, dass er zuerst eingesperrt gewesen und danach begnadigt worden sei, und zwar weil er der Kirche die ganzen Jahre über Unsummen an Geld gegeben haben und mit Frau und Kindern regelmäßig zur Messe gegangen sein soll. Nun, man muss wahrheitsgemäß dazusagen: Er wurde nicht wegen der finanziellen Hilfe begnadigt, die er der Kirche zukommen hatte lassen, das war eher seiner Frau denn ihm zu verdanken, sondern weil er riesige Verdienste um den Sieg des Duce und seines *fascio di combattimento* gehabt haben soll. Welche Verdienste das sein sollten, wusste niemand. Derjenige, der ihm das erzählte, hatte gesagt, dass Fausto von Beginn an Mitglied der faschistischen Partei war, dies anfangs jedoch verheimlicht hatte. Jedenfalls mussten seine Verdienste um den Sieg dieser Partei enorm gewesen sein. Das Gericht hatte ihn zu zehn Jahren schweren Kerker verurteilt, doch er hatte nur drei Monate abgesessen und war schon begnadigt worden. Er zog in die Nähe von Rom und

eröffnete dort ein Schlachthaus. Keine Fleischerei, sondern ein Schlachthaus! Damals erfuhr Karlo von dem Flüchtling auch, dass er selbst keinen Vater mehr hatte. Dieser Flüchtige erzählte, dass die Faschisten seinen Vater zu Tode gefoltert hätten. Er sagte, dass sie ihm gebrauchtes Motoröl in den Mund geschüttet hätten, woraufhin er unter schrecklichen Qualen gestorben sei. Er sei bei der heiligen Anna begraben.

„Siehst du, Matilda, deswegen werde ich nicht aufhören, diesen Teufel, diesen Fausto Bertóto zu verfluchen. Bis zu seinem letzten Atemzug werde ich ihm flüssigen Schwefel über den Kopf gießen. Und danach auch noch! Auch nach seinem Tod.“

„Aber nach dem Tod ist doch überhaupt nichts, mein lieber Karlo“, murmelte Matilda und nuckelte an ihrer Flasche. „Überhaupt nichts! Merke dir: Nur wir Lebenden beschäftigen uns mit den Toten und quälen uns damit, was uns wohl erwartet, wenn wir nicht mehr sind. Die Toten haben dieses Problem nicht. Und zwar deswegen, weil es sie gar nicht mehr gibt. Verstehst du? Es gibt dich einfach nicht mehr. Du erlischt wie eine Kerze und - basta. Der Körper zersetzt sich, wird zu Dünger für die Pflanzen. Oder aber ein kleines bisschen von dir fließt ins Wasser, das die Weinrebe trinkt, und dann trinkst du Wein, in dem vielleicht auch Nachbars Alfred oder die verblichene Emica oder sonst wer ist. Verstehst du?“

Ganz verschwitzt schiebt sich Karlo langsam, äußerst langsam über die weiße Straße. Vom Himmel fallen Stücke glühend heißer Sonne, die Karstebene flimmert wie eine Sandwüste. Sie flirrt, schlängelt, ringelt, windet sich zu immer neuen Bildern. Die grauen Felsen zerbröckeln zu Kristallstaub, der in seine Haut schneidet, in seine Augen dringt. Tropfen dreckigen Staubs kriechen über Stirn, Nase und Lippen. Toff, toff, toff... schlagen seine Fäuste gegen Steine und Steinchen. Er erblickt einen Feldweg und biegt erleichtert ab auf das trockene Gras. Er stampft weiter. Er rammt seine Fäuste in die Erde und prägt seinen Torso ein. Abdruck für Abdruck, nicht Schritt für Schritt. Als würde er einen Stempel aufdrücken. Diesen seinen unsichtbaren Stempel, sein Emblem, sein Adelswappen; vier Finger links und vier rechts, das ist der Abdruck der Faust. Und am Rand zwei Furchen, Grübchen, wie kleine Schüsseln. Ein Hund kommt angerannt,

schnüffelt an der Spur, sträubt das Fell. Ein zweiter Hund kommt, wedelt mit dem Schwanz, leckt Karlo übers Gesicht, schmeichelt noch ein bisschen und läuft davon.

Der Greifvogel kreist weiter über ihm, schneidet unbarmherzig spiralförmige Kreise in das metallene Grau des Himmels. Kreis für Kreis. Kreis für Kreis. Er neigt den Kopf, sieht ihn schief an, beurteilt, urteilt ...

Und kein Wind weit und breit. Nur sengende Stille. Dann beginnt er doch zu wehen. Dankbar hält er ihm seine verschwitzte Wange hin. Der Wind berührt ihn, streichelt ihn, geht fort. Und wieder Windstille, schreckliche Regungslosigkeit und Flimmern der entfernten Dörfer und Hügel. Es ist noch ein weiter Weg zur Petersquelle, ein unendlich weiter Weg. Die langen Reihen links und rechts, Pfähle, in die rötliche Erde gerammt. Sie sind auch in ihn gerammt; in seine Schläfen, die Augen, die Brust, den Bauch. In die Beine natürlich nicht. Gott sei Dank nicht. Zumindest seine Beine konnten sie nicht kreuzigen, diese verdammten, verdammten ...

Der Stacheldraht, an dem die Reben hängen, wickelt sich ab und kriecht ihm, einer Schlange gleich, hinterher. Er erreicht ihn, als er schon auf der Anhöhe ist. Von dort aus sieht er das Flackern der Priependächer und Steine. Der Draht schlängelt sich zu ihm hin, zischt und droht, ihn zu fesseln, sich ihm bis zu den Knochen ins Fleisch zu fressen, sich um seinen Hals zu schnüren. Dann verwandelt er sich in eine Hornotter, die angriffslustig den Kopf hebt, zischt und ihm ihre großen, riesengroßen Giftzähne zeigt. Karlo flucht, wird wütend. Er wirft sich mit seinem ganzen Körper auf die Schlange, und noch im Fall schlägt er sie mit der Faust entzwei, durchtrennt sie. Das geschieht so schnell, dass die Otter nicht dazu kommt, zuzubeißen. Im Staub des Feldweges winden sich nun zwei Teile; der vordere und der hintere. Karlo denkt sich: „Wie ich! Jetzt bist du wie ich!“ Und dann vereinen sich die beiden Teile der durchtrennten Giftschlange wieder, verschmelzen zu Stacheldraht, der metallisch rauschend zurück in dein Weingarten kriecht, sich an die Pfähle bindet und den Reben und reifenden Trauben wieder als Stütze dient.

„Fiuuu, fiuuu!“ pfeift der Greifvogel über ihm. Und die Stille singt, summt. Gleichmäßig sägt sie an Karlos Stirn, die Sonne ver Hundertfacht, vertausendfacht sich, und über die Erde rollen kleine, sengende, höllisch heiße Sonnen. Sie saugen

jeden Tropfen auf, verbrennen alles, was sie berühren. Und Karlo sieht, dass die Karster Allmenden brennen. Es brennt, es brennt, alles brennt, die Flammen wogen in den Himmel. Die Feuerzungen kriechen über das trockene Gras, schlängeln sich durch die Reben, erreichen das Wacholderwäldchen und knistern, prasseln, rauschen ... Karlo weiß, dass er ihnen nicht entfliehen kann. Geduckten Tigern gleich pirschen sie sich an den Beinlosen an. „Ich werde also verbrennen, und das ist das Ende, das Ende meines Leidensweges. Das war's. Natürlich. Das ist das Ende. Ich werde verbrennen, in Flammen aufgehen, werde schreien, brüllen vor Schmerzen. Noch einmal, ein weiteres Mal. Wieder und wieder.“

Die Feuerschlange hat es eilig. Natürlich, der Wind treibt sie vorwärts. Woher kommt plötzlich dieser Wind? Gerade noch nur schreckliche Regungslosigkeit, und jetzt dieser Wind! Der Wind, der die Flammen in seine Richtung treibt.

Er blickt hinauf. Der Greifvogel über ihm ist fort. Vom Himmel fallen Feuertränen. Ein Regen aus Feuertränen. Dieses Wasser kann man nicht trinken, er aber ist durstig, durstig, Herrgott im Himmel, wie durstig er ist! Er beißt eine Ader durch und trinkt sein eigenes Blut. Er säuft es, saugt es auf, doch das Blut löscht seinen Durst nicht. Die Ader versiegt, es gibt kein Blut mehr. Es regnet noch stärker; jetzt fällt die Asche der verbrannten Gräser, der Kiefernadeln und Büsche auf ihn hinab.

Gestalten rennen übers Feld. Sie schreien und rudern mit den Armen. Jetzt brennt es schon auf beiden Seiten des Feldweges. Karlo rückt in die Mitte. Er bewegt sich hin und her, doch links und rechts, vorne und hinten ist die Feuerhölle. Dann wird ihm schwarz vor Augen, vor Hitze und Rauch verliert er das Bewusstsein, fällt in die Dunkelheit. Selig und erlösend ist diese Dunkelheit. So tief, so vollkommen, so ewiglich. Dunkelheit, Dunkelheit, bodenlose Tiefe. „Matilda hatte recht“, denkt er. „Nur noch Dunkelheit, nur das. Nacht und nichts, nur Nichts. Das ist alles. Das ist also der Tod. Nichts, das nichts ist und auch alles.“

Und dann Dunkelheit. Echte, erlösende, vollkommene Dunkelheit. Mitten in dieser sanften, weichen Dunkelheit schimmert plötzlich etwas, blitzt leicht auf, öffnet sich und rauscht, flüstert so seltsam. Es sind Stimmen, zuerst nur Stimmen, erst dann Worte und noch später Satzteile und zerhackte Worte ...

„Er atmet noch. Er lebt.“

„Wir haben ihn im letzten Moment gerettet.“

„Wer weiß, ob das gut ist; war das wirklich gut für ihn?“

„Wie meinst du das: gut?“

„Wäre es nicht besser, er wäre dort verbrannt? So wäre sein Leidensweg wenigstens vorbei.“

„Naja, so gesehen hast du recht. Aber er hätte gelitten, wäre verschmort. So wie diese Schlangen, die wir bei Spacals Weinberg gesehen haben.“

„Dann haben wir ihn also gerettet. Wenn ihn Tereza nicht gesehen hätte, wäre er erstickt. Und wäre erlöst.“

„Ja, Tereza ist an allem schuld.“

Schuldige Schuld, Schweiß, Schrei ...

Seine Mutter beugt sich über ihn, tröstet ihn und bittet ihn sanft, sich zu gedulden. Nur kurz, dann kommt sie wieder, sagt sie. Er aber glaubt ihr nicht. Als seine Mutter nun in einer fernen Erinnerung, in diesen Wahnvorstellungen kurz vor dem Tod, schon die Stufen zum Dampfer hinaufgeht, auf das riesige Schiff, das im Triester Hafen vor Anker liegt, reißt sich Karlo von seinem Vater los, stürzt auf sie zu, hält sich krampfhaft an ihrem Rock fest und schreit aus voller Kehle: „Ich gehe mit Ihnen! Ich bleibe nicht daheim! Ich gehe mit Ihnen!“ Die Leute blicken missmutig auf den Rotzbengel, der lauthals herumschreit. Sie gehen vorbei und murren, dass die beiden den Verkehr behindern. Der Vater kommt angerannt, packt den Jungen an der Taille und reißt ihn von der Mutter los. Er aber schreit weiter und strampelt zornig mit den Beinen.

Gleich darauf sind sie schon auf diesem riesigen Schiff. Er und seine Mutter. Irgendwie kam es, dass er dann doch mit ihr mit ging. Sie hält seine Hand, sie stehen an der Reling und winken dem Vater, der immer kleiner wird. Nun ist Karlo zufrieden, beruhigt und glücklich. Er drückt sich an Mutters Bein und atmet leidenschaftlich ihren Duft ein. Sie riecht nach Veilchen.

Doch dann stößt ihn die Mutter grob von sich und rennt davon. Der Junge schluchzt, stürzt ihr hinterher, läuft über die Stufen aufs Unterdeck, wo ihn fremde Hände packen, hochheben und ins Meer werfen, das wahnsinnig schnell am Schiff vorbeifliegt, zurück, zurück. Er fällt in die schäumenden Wellen, fällt, fällt schrecklich lange und hört seine Mutter, die ihm zuflüstert: „Hab keine Angst, das Wasser ist weich,

flauschig sanft. Es wird dich aufnehmen und dich schaukeln und dir Gutenachtlieder singen. Weißt du, das Meer, das bin ich. Darum fürchte dich nicht und ...“ ... Und er erblickt Mutters Hände, die ihn ruckartig hochheben und durch die Luft wirbeln, als wäre er ein Spielzeug, ein Wolfsjunges, und dann fällt er wieder, fällt in die Tiefe, doch nun ist dort unten kein Meer mehr, sondern ein See, in dem glühend heiße Lava brodelte. Und wieder sagt ihm seine Mutter, er solle sich nicht fürchten, weil er nicht in den Schlund des Vulkans fallen wird, weil er Flügel bekommen und ein Engel sein wird. Und wirklich: Im Nu wachsen ihm Flügel, er schlägt damit und fliegt, fliegt hoch, hoch. „Statt Beinen hast du jetzt Flügel, mein Sohn! Die Fee der Rosengeranie, die Gartenrose, hat sie dir gegeben!“ kichert die Mutter und erhebt ihren Finger: „Sei brav! Gehorche deinem Vater und Tante Andžela! Versprochen?“

Etwas flüstert, flüstert, flüstert ... Und dann öffnet er die Augen. Er erblickt die Dörfler, die um ihn stehen und ihn besorgt anstarren. Marjetka Šternova legt ihm feuchte Tücher auf die Stirn, während ihre Tochter Anica einen Schwamm ausdrückt und ihm Weinessig auf die Lippen tropft.

\*

Katja schenkte ihm erneut kaltes Quellwasser ein. Dann schwiegen sie eine Weile. Schwiegen eigentlich recht lange. Aus Katjas ägyptischer Dunkelheit schälten sich Erinnerungen; Kruste für Kruste fiel ab, bis eine mit dem Saft eines frühen Frühlings benetzte Mandel erschien. Jetzt wusste sie, war sich sicher, sie wusste, wer diese Frau war, die sie auf der Straße Bab el Akhard getroffen hatte, eigentlich an der Kreuzung dieser Straße und der Straße Bab el Kurasta, dort nahe des großen Hafens; es war die Mutter dieses armen Teufels, dieses halben Menschen. Plötzlich erhob sich die Erinnerung an diese Frau vor ihr und das Bild klärte sich bis ins letzte Detail. Die Frau eilte in Richtung Hafen und wirkte sehr verwirrt. Obwohl sie sie zum ersten Mal sah, erkannte sie in ihr eine Slowenin und spürte sofort, dass sie in großen Nöten war. Sie rannte ihr nach, erwischte sie am Ärmel und fragte sie außer Atem: „Warte, was hast du's so eilig?“

Sie, die anscheinend auf der Flucht war, zuckte zusammen, blickte Katja mit verweinten Augen an und stotterte:

„Kennst du mich?“

„Nein, aber ich hab sofort gewusst, dass du aus unserer Gegend kommst.“

„Und was willst du von mir? Wieso hast du mich aufgehalten?“

„Ich hatte den Eindruck, du bist in Schwierigkeiten und dachte, ich könnte dir vielleicht helfen.“

Die Unbekannte blickte Katja verwirrt an, schluchzte und stieß hervor:

„Mir kann niemand mehr helfen. Ich bin in einen Sumpf geraten und jetzt verschluckt mich der Schlamm, verschlingt mich. Niemand kann mich mehr retten, nicht einmal Gott selbst.“

„Wenn der Mensch in schlimmen Nöten ist, kann er normalerweise nicht klar denken und ist überzeugt, dass es keine Rettung gibt“, tastete Katja sich vor.

„Ich bin nicht verrückt geworden, falls du das denkst! Bei allem, was mir geschehen ist, hätte ich es werden können; eine andere wäre es bestimmt, aber ich nicht. In meinem Kopf ist noch immer alles klar, aber, wie ich es auch drehe und wende, ich komme immer zur gleichen Erkenntnis: Schachmatt. Verstehst du das? Schachmatt! Kein Ausweg mehr, nicht einmal ein Notausgang. Alles ist zu, versiegelt, beendet. Unwiderruflich, wie man sagt. Für mich, Marta Tereza Mahkotova, gibt es keine Rettung mehr. Ich bin an allem selbst schuld! Das ist das Schlimmste, das Schrecklichste. Ich wusste, wohin der Weg führt, den ich eingeschlagen habe, doch ich blieb nicht stehen. Darum liegt die Schuld nicht außerhalb von mir, sondern in mir. Ich erzähle dir das, weil mich vom Tod vielleicht nur noch ein paar Stunden trennen. Siehst du, was für ein Schicksal, was für ein Zufall; ausgerechnet du hast meinen Weg gekreuzt, meine Landsmännin. Das ist wahrscheinlich meine Gnade. Vielleicht wirst du eines Tages jemandem erzählen können, dass du mich hier in Alexandria getroffen hast. Ich bin aus Kairo hierher geflohen, davor war ich ... Aber, das alles ist sinnlos. Wieso sollte ich dir das erzählen. Und wie heißt du?“

„Katja, Katarina.“

„Die heilige Katarina ...“

Da sah die Unbekannte zurück, schrie auf und ergriff die Flucht. Katja sah, dass zwei Araber die Straße entlang auf sie

zuliefen. Und sie wusste sofort, dass sie diese verängstigte und verwirrte Frau jagten. Und sie wusste, was das bedeutete. Sie war auch entsetzt, weil sie wusste, dass sie nichts tun konnte. Gar nichts, um der Fliehenden zu helfen und sie zu beschützen.

Tereza rannte, was ihre Beine hergaben, doch noch bevor sie die Frachtlager bei den Gleisen erreichte, holten die Araber sie ein, warfen sie zu Boden, und in diesem Moment kam eine schwarze Kutsche angerast und blieb abrupt stehen. Sie verdeckte, was danach dort passierte.

Katja drehte sich um und fühlte sich unglaublich schlecht. Sie wusste, was die Flüchtige erwartete. Sie gab sich die Schuld; wäre sie ihr nicht nachgelaufen und hätte sie sie nicht aufgehalten, hätten die Verfolger sie vielleicht doch nicht erwischt ...

Nun, da sich diese Erinnerung vor ihrem inneren Auge abspulte, wusste sie, wer der Mensch ohne Beine war. Und sie fragte ihn geradeheraus, mit einer Behauptung:

„Ihre Mutter hieß Marta Tereza, ihr Nachname war Mahkota! Nicht wahr?“

Karl wandte schroff seinen Kopf und schrie fast:

„Tereza, ja! Marta Tereza Mahkota. Eine Hure, als solche geboren. Gott hilft, der Teufel besiegt!“

„Wieso sind Sie so wütend, so rasend? Wieso sind Sie so von ihrer Schuld überzeugt?“

„Weil man mir alles erzählt hat. Ich weiß alles. Sie hätte es nicht tun müssen, sie hätte es vermeiden können, alles hätte anders ausgehen können.“

„Es war nun einmal Gottes Wille! Wer von uns Sterblichen, die wir nur einen Augenblick der Ewigkeit auf dieser Erde leben, hat das Recht und wagt es, die Entscheidungen des Allmächtigen in Frage zu stellen, von ihm, für den ein einziger Tag tausend unserer Jahre dauert?“

Karlo sah sie mit einer Mischung aus Verwunderung und unverhohlener Wut an. Dann brach ein unaufhaltsamer Strom von Flüchen aus ihm heraus.

„Pures Gefasel! Gott, der Allmächtige, der Gerechte und Wahre; und wir, die nur ein Milliardstel seiner Sekunde andauern, und seine Allwissenheit, Allgegenwart - und wir nur Staub, Unkraut, Sägespäne, nichts vom Nichts! Und auch wenn das alles wahr wäre, was ist das dann für ein Gott, der macht, was er will? Hat er denn nicht, bevor er das alles schuf,



uns Menschen und Tieren und Pflanzen betreffend ... moralische Gesetze und ethische Regeln aufgestellt? Woher nimmt er sich das Recht, mit uns zu tun, was ihm beliebt? Die einen überschüttet er, ganz zufällig, mit Reichtum, Schönheit, Glück und Macht, die anderen mit einem Berg von Demütigungen und Leiden? Und dann fallen ihm wir alle wieder ein: Die Reichen und Glücklichen sowie die Armen und Unglücklichen stößt er von Krieg zu Krieg, von einer Plage in die nächste, noch schlimmere. Siehst du denn nicht, dass auf dieser Welt nur die Pfiffigsten gewinnen, aber nur unter der Bedingung, dass sie auch völlig verdorben sind, völlig gewissenlos! Heuchler, Scheinheilige. Gott, was denn für ein Gott! Gott, der diese Welt nicht auf der Grundlage von Liebe und Mitgefühl entwarf, sondern seine Schöpfung auf Macht und Raffinesse aufbaute; das Leben frisst das Leben, der große Fisch frisst den kleinen und dieser große wird von einem noch größeren verschluckt ... Der Betrüger betrügt den Betrüger. Am Boden, wie Steine auf der Straße, bleiben nun einmal die Armen im Geiste. Das sind jene, die sich nicht zurechtfinden; die einen können wegen ihres Gewissens nicht betrügen, und die anderen sind einfach nicht gerissen genug.

Wenn es Gott wirklich gäbe, dann einen Einzigen für alle; aber wir, die Menschen, haben fast so viele Götter wie es Völker gibt. Darum habe ich vorher gesagt, dass jeder auf seine Art zu Gott betet. Du, meine Mutter und noch viele andere musstet nach Ägypten, euch dort entwürdigen, von früh bis spät schuftet und alles mit zusammengebissenen Zähnen durchstehen, damit ihr dieses verfluchte Geld nach Hause schicken konntet. Aber sie, die Reichen, machten sich über euch lustig, und wenn sie Lust bekamen, musstet ihr ihre Geliebten sein; wann auch immer und wo auch immer. Und sie verkauften euch als Konkubinen, als geschätzte Marktware an Könige, Vizekönige, Prinzen und Minister sowie alle möglichen Begg, Ghazis und Paschas, weil ihr weiße Haut und schöne, blaue Augen und blonde Haare hattet. Und wie sie, die reichen Engländer, Franzosen, Griechen, Ägypter ... untereinander lebten, weißt du ja. Alle waren läufig und hurten und betrogen und sündigten. Sag, wenn es nicht so war?!“

Katja war sprachlos. Mit offenem Mund starrte sie den armen Schlucker an und rang nach Atem. In ihrem ganzen Leben hatte sie noch nicht so etwas Gotteslästerliches gehört

und war überzeugt, dass sie den leibhaftigen Teufel vor sich sah. Aber dennoch, trotz allem ... erklang tief in ihr eine Stimme, die ihr zuflüsterte, dass dieser Wahnsinnige trotzdem zumindest ein wenig recht hatte. Sie erinnerte sich daran, was alles in Ägypten vor sich gegangen war; wie viel Ehebruch es dort unter den Reichen gab, wie viel Zynismus, überhebliche Arroganz, Ausbeutung, Demütigungen, Verspottung ... wie sie Marjetka Balantova gezwungen haben, ihre kaum elfjährige Tochter zu verkaufen, und wie sie Angelca Ocepkova dazu gebracht haben, sich vor betrunkenen Herrschaften zu entblößen, und wie jene reiche Frau, eine von uns, ihre Dienerschaft quälte, ihre eigenen Landsmänninnen! Und wie so manche Loyalität mit Peitschenhieben entlohnt wurde und wie die Schufferei von früh bis spät nur noch schlimmeres Elend hervorbrachte. Und wie der Franzose Pater Evstahij den Verstand verlor, weil er sich in die schöne Tänzerin Šadja verliebte, seinem Glauben entsagte und den muslimischen annahm, um die Verführerin heiraten zu können, doch sie stellte ihn kurz vor der Hochzeit in aller Öffentlichkeit bloß, und so wurde der ehemalige Franziskaner zum schlimmsten Gespött; ganz Kairo amüsierte sich auf seine Kosten.

„Also, sag mir, ist dein, euer oder deren Gott wirklich etwas, woran man bedingungslos glauben und dem man sich vollends anvertrauen kann? Fausto Bertóto hat, als ich noch ein kleiner Junge war, meine Beine mit einem Fleischerbeil zerhackt; am Isonzo und dort bei Doberdo hat dein gerechter Gott Hunderttausende junger Männer abgeschlachtet, Männer, deren Leben gerade erst begonnen hatte. Er hat aus seinem Paradies auf Erden ein Schlachthaus gemacht. Schon unendliche Male! Und er wird bestimmt noch eines machen, ein hundertmal Schlimmeres, und dann wieder neue, tausendmal schlimmere. Wir aber werden vor den Altären knien, solchen und anderen, und den Steinskulpturen inbrünstig unsere Gebete und milden, ach so milden Bitten zuflüstern. Der Teufel herrscht über uns, meine Liebe, der Teufel, nicht Gott.

Gott oder zumindest göttlich sollte, soweit ich weiß, nur ein Einziger sein, das war Jesus, der große Lehrer. Aber sie peitschten ihn aus, setzten ihm eine Dornenkrone auf, lachten ihn aus, sie verrieten ihn und kreuzigten ihn schließlich, weil er die Liebe war. Die einfache und mitfühlende Liebe. Darum sagte er, bevor er in den Himmel aufstieg: Jetzt geht das

Gericht über die Welt; nun wird der Fürst dieser Welt ausgestoßen werden.‘ Weißt du, wer dieser Fürst der Welt ist? Das ist Satan, der Geist, das Gegenteil von dem Geist, der Jesus innewohnte. Er hasst den Menschen, und je mehr wir zu ihm beten und zu seinem irdischen Stellvertreter oder seinen Stellvertretern, desto mehr misshandelt, prügelt und verachtet er uns. Geschieht uns recht! Wir haben geschrien: Gib uns Barabbas, kreuzige Jesus! Und jetzt, siehst du, herrscht Barabbas über uns, nicht er, der die reinste Liebe und das grenzenlose Mitgefühl war! Der die Wahrheit, der Weg und das Leben war! Verstehst du? Barabbas herrscht über uns, das Symbol für Verbrecher, Diebe, Kriminelle, falsche Propheten – für Revolutionäre, also betrügerische Politiker, die die Naivität der Massen und ihren unzerstörbaren und blinden Glauben und Hoffnung auf ein besseres, schöneres Leben ausnutzen. Und wir wiederholen ständig schwachsinnig: Er weiß es, Er ist allwissend, Er sieht alles, Er ist allgegenwärtig, wir aber sind nur der Staub vom Staub, nichts vom Nichts ...“

„Das sagen Sie jetzt, aber vorher haben Sie gemeint, dass alles zusammen, also auch das Kreuz, eine Fata Morgana sei. Haben Sie damit nicht auch Jesus gemeint?“

„Gut, im Zorn sagt man nun mal irgendwas daher. Aber egal, ich bin überzeugt, dass Lug und Trug in Wirklichkeit das sind, was die schwarze Bruderschaft, all diese Kerle in Röcken, diese gerissenen Kreaturen, all diese Heuchler, aus Jesus und seinen Lehren, also aus den Evangelien, gemacht haben. Niemand hat Jesus so oft verraten wie sie! Das ist der Schwindel zweier Jahrtausende, nicht er selbst und seine Lehren; also das, was er uns lehrte, als er unter uns weilte. Seinen Worten zufolge müssten wir leben und würden auch leben, wenn wir schon von unserer Empfängnis an die Liebe in uns hätten! Wenn wir sie nur hätten!“

„Wie kommt’s, dass Sie so viel wissen? Sie sind doch nicht zur Schule gegangen?“

„Glaubst du, dass man sich Wissen nur in der Schule aneignen kann? Das Leben selbst ist die größte Schule. Natürlich nur, wenn man darüber nachdenkt und sich keine Illusionen macht, wenn man Augen, Ohren und Mund nicht verschließt. Ich habe einen Freund in Štanjel, der einen Haufen Bücher besitzt. Im Winter, wenn ich nicht umherstreichen kann, bin ich bei ihm. Dann lese ich Bücher und unterhalte mich viel mit Ožbolt, tage- und nächtelang.“

Und du, verstehst du überhaupt, was ich dir hier erkläre, dir, die du meine Mutter kurz vor ihrem Tod getroffen hast? Ist es dir endlich klar? Verstehst du jetzt, wer Satans und nicht Gottes Stellvertreter auf Erden ist? Er ist der erste Diener des Fürsten der Welt. Erinnerung dich daran, wie viele Konkubinen sie hatten, wie viele Kinder sie mit ihnen zeugten! Wie viele Unschuldige und Reine sie umbringen ließen, weil sie sie mit ihrer Redlichkeit, ihrem Können und Wissen bedrohten. Sie predigten und geboten die Reinheit des Leibes, trieben es aber gleichzeitig mit den Konkubinen oder vergewaltigten junge Frauen oder sogar Mädchen und Buben! Sie und diese große Pyramide. Jeder Stein dieser Pyramide auf seine Art. Na, zumindest die oberen. Denk nur mal daran, wie viele blutige Kleider und Kleidchen sie in den Katakomben versteckten; Tausende und Abertausende!“

Katja konnte nicht mehr zuhören. Ihr wurde schlecht, sie rannte hinters Haus und erbrach dort alles. Dann blieb sie gedankenlos sitzen, mit völlig leerem Kopf. Nachdem sie sich etwas erholt hatte, ging sie in die Küche, nahm die Wurst aus dem Kraut, gab sie auf einen Teller, schnitt noch einige Brotscheiben ab und nahm noch einen Humpen Wein. All das trug sie mit bitterer Leere in sich zu diesem Unglücksraben und Ketzer. Doch als sie den Hof betrat, war er nicht mehr da. Sie rief nach ihm: „He, Sie, wo sind Sie?“ Niemand antwortete. Sie ging zum Tor und erblickte ihn. Über den Feldweg trieb er sich in Richtung Osten. Und wie er vorher immer größer geworden war, so wurde er jetzt kleiner, kleiner. Schließlich war er nur noch ein kleiner Punkt am Horizont. Dann verschmolz er mit der Landschaft und verschwand.

Sie ging zurück in die Küche und stellte das Essen an den Herdbrand. Eine seltsame, unverständliche, unbegreifliche Trauer kam in ihr hoch. Sie musste nicht weinen, überhaupt nicht. Sie spürte nur eine Last in ihrer Brust; als hätten sich dort Dutzende riesiger Flusssteine eingeknistet, die jetzt in ihr rotierten, aneinanderwetzten und sie nach unten drückten.

Da begann eine Meise zu singen. Sie flatterte aufs Fensterbrett, hob ihr Köpfchen, sträubte ihr Gefieder, schaute hinein und huschte wieder zurück auf den Flieder. Sie schien sehr verschreckt.

„Und was jetzt?“ fragte sie sich. Und blieb einfach sitzen. Sie hörte, wie es im Topf blubberte; das Wasser verkochte,

noch ein bisschen, und das Kraut würde anbrennen. Sie trat zum Topf, gab einen Schöpfer Wasser hinzu, rührte um und setzte sich wieder.

Diese Frau in Ägypten, die Mutter dieses armen Teufels ... Katja fiel ein, dass in einem der vielen Kanäle des Mareotis-Sees einige Tage später die Leiche einer unbekanntenen weißen Frau gefunden wurde. Das hatte ihr der Gärtner Dimitrios erzählt. Er hatte gesagt: „Wahrscheinlich ist es eine von euch. Sie war bestimmt schwanger von ihrem Herrn, und seine erste Frau ließ sie umbringen, vielleicht diese krankhaft eifersüchtige Haifa.“

Karlo schob sich über die glühend heiße Karster Allmende vorwärts. Die Perückensträucher welkten rings um ihn herum, denn es hatte schon seit Mitte April nicht mehr geregnet.

Über ihm kreiste der Greifvogel. Er kreiste hoch, sehr hoch und war sein treuer Begleiter. Die Sonne brannte und war unbarmherzig zu allem, was unter ihr kroch oder wuchs. Von der Hitze oder Wut oder beidem begann Karlo zu fantasieren, und der Traum, den er vor Tagen geträumt hatte, vermischte sich mit der Wirklichkeit, mit seinem Höllenweg:

Er war wieder ein Knabe, und er und Tomi machten ein Wettrennen zum Schuhgeschäft am anderen Ende der Straße. Karlo war sonst immer Erster, nur diesmal nicht, weil Tomi ihm leid tat und er ihn gewinnen ließ. Jetzt, in Karlos Hitzefantasien, rannten sie wieder, jedoch nicht die Straße hinunter, sondern über die Karster Allmende, die mit größeren und kleineren blutroten Perückensträuchern besät war. Das Ziel ihres Rennens war die Kirche auf der Spitze des Hügels. Sie rannten, was ihre Beine hergaben, denn dem, der die Stiege vor der Kirche zuerst erreichte, würde auch der Schatz gehören, der unter der dritten oberen Stufe versteckt war. Beide wussten das, darum rannten sie mit aller Kraft. Karlo führte wieder. Doch kurz vorm Ziel, als er die breiten Steinstufen fast schon erreicht hatte, wurde ihm plötzlich bewusst, dass er keine Beine hatte und darum nicht laufen konnte. Diese Erkenntnis riss ihn zu Boden, er fiel aufs Gesicht, schlug mit dem Kopf gegen den Steinboden. Tomi sprang über ihn hinweg und raste hinauf, schob den Stein auf der dritten Stufe weg, hob die Tonschüssel voll mit Goldmünzen auf und grinste den Verlierer an: „Hab ich dich überholt, Karlo! Siehst

du, der Schatz gehört mir! Das ganze Gold, die ganzen Goldmünzen gehören mir!“

Karlo erhob sich mühevoll und rückte, sich auf die Hände stützend, langsam vor zur Treppe. Als er sie erreichte, hörte er Tomi: „Bis dorthin kommst du, aber rauf, zu mir und zum Altar, schaffst du’s nicht!“

Karlo sah hinauf und war im Nu geblendet, denn das Gold in Tomis Händen strahlte stärker als die Sonne.

„Das ist eine Lüge, Tomi! Man hat dich betrogen. Gold kann nicht stärker strahlen als die Sonne. Das ist ein Schwindel, Tomi!“

Am Treppenabsatz erblickte er plötzlich Merica, eine Šandrinka, die vor drei Jahren aus Ägypten zurückgekommen war.

„Komm, Karlo, komm!“ lockte sie ihn.

„Wie soll ich zu dir kommen, wenn ich doch keine Beine habe?“ schluchzte Karlo.

„Natürlich hast du welche. Schau nur!“ lächelte Merica.

Er sah an sich hinunter und hatte wirklich wieder Beine! Er lief hinauf, doch bevor er die letzte Stufe erreichte, verschwanden die Beine wieder und er rollte wie ein Stein hinunter und krachte mit voller Wucht gegen eine Säule.

Merica schrie auf, rannte zu ihm und nahm ihn in die Arme, denn mit einem Mal war er kein erwachsener Mann mehr, sondern ein Kind, ein Säugling. Sie brachte ihn zu sich nach Hause. „Natürlich“, überlegte Karlo in seinen Fantasien, „Merica ist schließlich die Einzige, die mich wirklich gern hat. Wenn ich sie besuche, und das geschieht ein- oder zweimal im Jahr, nimmt sie mich stets auf wie ihren eigenen Sohn. Ich bade bei ihr, wasche meine Haare, rasiere mich, sie gibt mir frische Wäsche und neues Gewand. Wenn ich mich mit ihrer Hilfe so zurechtmache, wirft sie die alten Kleider in den Ofen, rückt mir einen niedrigen Tisch hin und bewirbt mich mit lauter guten Sachen. Merica hat mich wirklich gern, die Einzige, die mich einfach so gern hat, nicht, weil ich ein Invalide und armer Schlucker bin, sondern weil man andere Menschen gern haben muss. Sie sagt: ‚Wir sind aus Liebe entstanden und müssen Liebe um uns säen.‘

„Aber wieso hast du mich gern, wieso bist du immer gut zu mir, wo ich doch so schlecht bin? Ich bin böse. Ich fluche, säe gotteslästerliche Gedanken, ich hasse, wüte, schreie, und du hast mich trotzdem gern. Wieso, Merica?“

„Wieso? Weil ich bis auf den Grund deines Herzens geblickt und darin nichts Hässliches gefunden habe. Am Grund, ganz unten, ist ein Stein, ein schwarzer Stein der Trauer und des Schmerzes. Wie könnte ich dich da also nicht gern haben? Schon wegen des Kreuzes, das du tragen musst, muss ich dich respektieren. Deines ist eines der schwersten. Es stimmt, du fluchst und redest oft Unsinn, wenn du unter deinem Kreuz taumelst, doch kein einziger deiner Flüche kommt aus deinem Herzblut; alle entspringen dem Verstand, der aber, und das wissen wir beide, unzuverlässig und machtlos im Bezug auf die letzten Erkenntnisse ist. Und übrigens, mein lieber Karlo, wer würde da nicht fluchen? Ich kenne niemanden, der die Hölle auf Erden intensiver erlebt. Jedoch, überlege: Wohin auch immer du kommst, nehmen dich die Menschen voller Güte auf. Ist es nicht so, mein Freund?“

Das war die reine Wahrheit. Bevor sich die Menschen an ihn gewöhnt, bevor sie ihn als Teil ihres Alltags akzeptiert hatten, war es schlimm gewesen, sehr schlimm. Als sie ihn zum ersten Mal sahen, gab es fast niemanden, der nicht erschrocken wäre. Das Entsetzen packte sie, als sie diesen Missgebildeten sahen. Entsetzen und Ekel. Vor allem Ekel. Um beides zu bewältigen, musste er Ochs und Löwe zu Hilfe rufen. Der Engel des Herrn hatte sie gerufen. Er blies ihm die Kraft für diese lange Reise durch die Dörfer des Karsts und der Brkine ein. In einem Jahr hatte er fast alle abgeklappert und nach einer Weile bildete sich ein genau festgelegter Weg. Und so geschah es, dass er fast immer zur selben Zeit ins selbe Dorf kam. Die Menschen begriffen das langsam, und wenn er sich mal ein wenig verspätete, sagten sie: „Karlo kommt heuer nicht? Ihm ist doch nichts passiert?“ Und sie trösteten sich: „Morgen oder übermorgen kommt er bestimmt.“ Und er kam natürlich. Interessant war, dass er ein bestimmtes Dorf oder einen bestimmten Weiler nur einmal im Jahr besuchte. Als sich seine Runde vollkommen eingependelt hatte, war er zuverlässig wie ein Uhrwerk.

Am gewöhnungsbedürftigsten waren seine Grobheit und Scharfzüngigkeit. Es störte sie, dass er alle so roh verfluchte, vor allem natürlich den Fleischer Fausto Bertóto. Er verfluchte ihn so oft, dass dieser schon längst im blanken Fels hätte versinken müssen.

„Karlo, wohin gehst du jetzt? Siehst du, du hast dich schön gewaschen, umgezogen, dich satt gegessen und getrunken;

also, wohin führt dein Weg?“ fragte ihn Merica und lächelte ihn an.

„Jetzt gehe ich nach Šempas, und dann gehe ich, gehe ich ...“

Der Vogel, der schon seit den Morgenstunden wie ein Jäger über ihm kreiste, senkte seine Kreise langsam. Nachdem Karlo zum Schatten der Eiche getaumelt und gewankt war, setzte sich auch der Geier auf die Baumspitze. Und als Karlo vor Müdigkeit einnickte, ließ sich der Vogel zu ihm hinab und setzte sich auf seine Brust. Er neigte den Kopf und blickte ihn freundlich an. Dann fragte er ihn, ob er ihm das Herz aushacken dürfe.

„Was willst du mit meinem müden Herz?“ fragte Karlo ihn.

„Wenn ich es dir aushacke, tut es dir nicht mehr weh“, sagte der Greifvogel und schlug mit den Flügeln.

„Ohne Herz bin ich tot. Also willst du, dass ich sterbe?“

„Du wirst nicht tot sein, nur ohne Herz. Du wirst von Dorf zu Dorf gehen, naja, dich schleppen, und nichts wird dich mehr beunruhigen, verletzen oder aufregen - und du wirst dich nicht mehr ärgern, fluchen und die Leute beleidigen. Wäre das nicht besser als das, was dir jetzt geschieht?“

„Hör zu, du verdammter, dummer Vogel, wie soll ich denn ohne Herz leben? Und überhaupt, denkst du, ich weiß nicht, wer du bist?! Du bist Fausto Bertóto, der Mörder meiner Schritte, der Schlucker meiner Knochen und Herr der Welt. Du bist der König, der Herrscher aller irdischen Niederungen und stickigen Sümpfe! Und jetzt willst du auch noch mein Herz?! Niemals, für nichts auf der Welt gebe ich es dir!“

Er langte blitzartig nach dem Geier, doch der war schneller und flog davon. Er erhob sich in den Himmel und kreiste daraufhin bis zum Abend über ihm.

Er übernachtete zwischen den Schafen in ihrem Stall. Bei Tagesanbruch kam der Hirte, öffnete das Zauntor und die Schafe verstreuten sich über den Allmenden. Danach brach auch Karlo auf. Der Hirte Juraj steckte Brot, Käse und eine Flasche Wein in seinen Beutel. Bevor ihre Wege sich trennten, fragte er ihn:

„Karlo, willst du nicht bei mir bleiben? Es gibt genug Essen für uns beide. Du könntest in meinem Haus schlafen; dort steht noch ein Bett. Ich werde für dich sorgen, es wird dir an nichts fehlen.“



„Es würde mir wirklich an nichts fehlen“, sagte Karlo. „An nichts, doch auch an allem. Weißt du, mir würden alle meine Wege fehlen. Ohne sie könnte ich nicht leben. Wenn du wüsstest, wie viel mir dieser Weg bedeutet! Niemand sieht, hört, fühlt so viel. So vieles enthüllt, offenbart sich mir jeden Tag ... Juraj, danke für die Hilfsbereitschaft, aber ich muss gehen, weißt du, ich muss gehen. Solange ich gehe, bin ich am Leben. Und wenn ich eines Tages stehen bleiben muss, weil ich nun mal nicht mehr gehen kann, werde ich einfach sterben. So ist das, weißt du. Das ist eben mein Weg. Trotzdem danke, und bleib gesund!“

Im Westen türmten sich die Wolken. Sie türmten sich und rollten gen Nordosten.

Vor Dutovlje holte ihn ein Gewitter ein. Es schüttete wie aus Kübeln. Karlo hatte keinen Unterschlupf. Er blieb einfach am Fahrweg stehen. Er schloss die Augen und ließ zu, dass es auf ihn regnete. Es regnete so gewaltig, dass es ihm den Atem verschlug. Beide Spurrillen füllten sich bald mit Wasser. Daraufhin schoss das Wasser durch die Rillen, rechts und links von ihm. Er aber bewegte sich nicht. Eine halbe Stunde später füllte ein Sturzbach eine Felspalte und das Wasser brauste um Karlos Hüften.

„Wo bist du jetzt, mein Herr, Geier, Herrscher über die Höhen?! Wo versteckst du dich, du Feigling? Komm, komm jetzt und kreise, kreise über mir in diesem unbändigen Regenschauer und schreie, pfeife. Na, wo bleibst du? Hast du Angst? Du bist der König des Himmels und Herrscher der Welt und zitterst, hockst wohl irgendwo; ich aber stehe hier und habe keine Angst vorm Wasser. Ich werde hier stehen, auf unsichtbaren Beinen werde ich stehen und warten, dass es mich fortträgt und ertränkt, oder aber der Regen hört auf und das Wasser rinnt ab. Ich bewege mich nicht. Und wie sollte ich auch, wenn ich doch ein Fels bin, ein Statue aus Stein?“

Dann hörte es auf zu regnen, der Sturzbach, der Karlo trüb umschäumte, verlor an Kraft. Etwa eine Stunde später floss das Wasser nur noch durch die tiefen Spurrillen. Der Himmel riss auf, die Sonne schien und über den Karst spannte sich ein gigantischer Regenbogen.

„Komm!“ rief in diesem Moment Merica, „es ist Zeit, nach Hause zu gehen.“

Er nickte und schob sich vorwärts. Und so gingen sie zu Tomi. Dort, am Hügel, bei der Kirche des heiligen Petrus

und des heiligen Paulus, wurden sie von Engelsseelen erwartet. Niemand wusste davon, nur die beiden. Niemand kannte ihre Namen, nur Karlo und Merica.

„Dein Blut hat schon alle Perückensträucher rot gefärbt“, sagte eine dieser Seelen zu Karlo.

„Ich habe keine Schuld“, erboste sich Karlo.

„Ich weiß, ich weiß. Seit man dir die Beine abgehackt hat, sind die Wunden nicht verheilt, darum tropft aus ihnen unentwegt Blut auf die Erde. Am stärksten in jenem Monat, in dem das geschehen ist. Nun, kommt jetzt zur Erlösung. Soeben wurde uns Wasser aus der Quelle Marija na zročku gebracht. Schon ein Tropfen davon löscht den Durst und beruhigt das Herz. Kommt nur, kommt!“

In der Halle, deren Glanz blendete, waren schon alle Seelen und Seelchen versammelt. Die Schönste, sie hieß Mariut, zog einen silbernen Vorhang zurück.

### *Epilog*

Der Künstler, Maler und Bildhauer Peter Abram meißelt gerade den letzten Buchstaben des Vornamens des verstorbenen Landstreichers Karlo Mahkota in den weißen Grabstein. Dann meißelt er Geburts- und Todesjahr ein und fügt noch diesen Vers hinzu:

*Alle Wege enden im Land Maranatha*

So, der weiße Stein, Karlos Grabstein, ist fertig. Der Künstler wischt sich über die staubige Stirn und legt den Meißel beiseite.